



Die Bilder entstanden – bis auf das links oben, das das Paläontologische Institut während Ausgrabungsarbeiten machte – bei einem Fototermin mit Studierenden und den Fotografen Frank Homann und Eric Lichtenscheidt.



Lernen und Lehren



Die Mär vom Orchideenfach

Praxisnah und vielseitig: Japanologie in Bonn

Tokio ist ein Dorf. Das hat der Japanologie-Student Dominik Fritz im letzten Jahr bei einem Aufenthalt in der Riesenmetropole gelernt: „Ich bin dort mal an einer Kreuzung fast mit einem meiner Professoren zusammengestoßen.“ Der habe sich kurz mit ihm unterhalten und sich dann mit den Worten verabschiedet: „Dann sehen wir uns ja bald wieder in Bonn in meiner Vorlesung.“

Dominik Fritz war 16, als der Nippon-Virus ihn erwischte. „Ich bin aufgewacht und wollte Japanisch lernen.“ Daß er seit drei Jahren an der Universität Bonn studiert, verdankt er zwei guten Tips: „Meine Sprachlehrerin an der VHS sagte: Wenn du Japanisch studieren möchtest, dann ergänze das auf jeden Fall um einen zweiten Schwerpunkt“, erinnert er sich. „Mein Vater meinte: Nur mit BWL hast du es bei der großen Konkurrenz heute auch schwer, einen Job zu finden. Als ich sah, daß man in Bonn beide Fächer kombinieren kann, fiel mir die Entscheidung nicht schwer.“

Für den Rat seines Vaters konnte er sich bereits revanchieren: Als der für japanische Geschäftspartner eine Präsentation vorbereiten sollte, wünschte er sich von seinem Sohn ein paar Verhaltenstips. „Also habe ich ihm gesagt: So sieht eine respektvolle Verbeugung aus, so begrüßt und bedankt man sich, gestikuliert nicht zu stark, und nimm die Visitenkarten auf jeden Fall mit beiden Händen entgegen“, erinnert sich der angehende Japanologe mit einem Lächeln. Augenscheinlich waren die Hinweise gut: Der Besuch aus Fernost entschied sich für die EDV-Firma seines Vaters und gegen die Konkurrenz. Zwei Jahre ist das jetzt her; der Vertrag ist bis heute nicht unterschrieben. „Gerade bei kleinen Unternehmen in Japan zählt traditionell Vertrauen mehr als ein Stück Papier“, erklärt Fritz. „Daher ist es auch so wichtig, die Feinheiten im Umgang zu kennen, wenn man mit Japanern ins Geschäft kommen möchte: Höflichkeit und gute Manieren sind vertrauensbildend.“

Dominik Fritz ist einer der letzten Studenten in Bonn, der ein Diplom in „Regionalwissenschaften Japan“ erhalten wird. Seit anderthalb Jahren gibt es stattdessen einen dreijährigen Bachelor-Studiengang „Asienwissenschaften“. Wer will,

kann danach noch einen Master-Abschluß draufsatteln.

Asienwissenschaftler und Ökonom

Bleiben wird auch in Zukunft die Möglichkeit, das Studium mit einem starken wirtschaftswissenschaftlichen Schwerpunkt zu kombinieren. „Darüber hinaus bieten wir in Bonn begleitend Kurse zu Wirtschaft und Gesellschaft in Japan an“, erklärt der Privatdozent Dr. Günther Distelrath von der Forschungsstelle Modernes Japan. „Diese Kombination hat sich auf dem Arbeitsmarkt hervorragend bewährt.“

Das kann Edzard Janssen nur bestätigen. Der 40-Jährige hat bis 1994 an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Japanologie mit Schwerpunkt Wirtschaft studiert und ist nach längeren beruflichen Aufenthalten in Tokio, Singapur und der Slowakei inzwischen wieder in der Bundesstadt beschäftigt. „Ich kenne unter meinen Kommilitonen niemanden, der lange gesucht hätte“, sagt er. „Selbst wenn manche heute beruflich nicht mehr viel mit Japan zu tun haben.“ Er sieht sein Studium als eine Eintrittskarte in das Berufsleben: „Als Japanologe mit fundierten Kenntnissen in BWL oder VWL sticht man einfach aus dem normalen Bewerberprofil heraus. Und dabei ist es fast egal, ob Sie sich bei Global Playern wie McKinsey und Procter&Gamble oder bei einer Firma bewerben, die auf dem japanischen Markt gar nicht aktiv ist.“

Für Mariana Münning ist die Bewerbung noch Zukunftsmusik. Sie hat vor einem halben Jahr mit ihrem Bachelor begonnen – Schwerpunkt: Chinesisch. „Das schwierigste daran sind die Zeichen; das Sprechen fällt mir vergleichsweise leicht“, betont die 20-Jährige. Am neuen

gestuften Studiensystem schätzt sie die Flexibilität: „Alle meckern, Bachelor-Studiengänge seien schlecht. Ich bin zufrieden.“ Wenn sie überhaupt etwas zu bemängeln hat, dann ihren Stundenplan: „Der ist eindeutig zu leer! Sicher auch wegen des Lernaufwands für die Sprache; Chinesisch macht schon mehr Mühe als Französisch oder Englisch.“ Ab dem dritten Semester will sie noch Japanisch lernen und Kurse in BWL oder VWL belegen. So möchte auch sie sich breiter für den Arbeitsmarkt aufstellen. Wo die Reise genau hingehen soll, weiß sie allerdings noch nicht: Eine Möglichkeit wäre Wirtschaftsjournalismus – im Sommer steht ein Redaktionspraktikum bei der ZEIT an. Eventuell steigt sie aber auch in das Familienunternehmen ihres Vaters ein.

▼ Mariana Münning war schon vor Aufnahme des Studiums zu einem „Testbesuch“ in China.

Das Auslandsjahr gehört dazu

Eines hat Mariana Münning vielen ihrer Kommilitoninnen und Kommilitonen schon voraus: Sie hat das Land, das sie studiert, bereits besucht. „Ich war



Foto: buwif



im letzten Sommer für drei Wochen in Peking. Ich wollte wissen, ob mir China überhaupt gefällt.“ Kontakte ins Reich der Mitte hat sie schon seit dem Beethovenfest im Herbst 2004. Damals nahmen ihre Eltern einen Musiker aus Peking auf. Im Gegenzug wurde sie von seiner Familie mit offenen Armen in China empfangen. „Ihre Tochter Zhao Xiaoxue ist in meinem Alter, mit ihr bin ich inzwischen gut befreundet.“ Von ihrem Besuch ist sie durchweg begeistert. So fremd wie erwartet sei ihr die Metropole Peking zunächst gar nicht vorgekommen. „Vieles, was dort anders ist, nimmt man erst auf den zweiten Blick wahr.“

Die feinen kulturellen Unterschiede erschließen sich am besten vor Ort. Wer eine asiatische Sprache richtig erlernen möchte, kommt um einen Auslandsaufenthalt ohnehin kaum herum. „Wir raten allen unseren Studierenden dringend, spätestens nach Abschluß des Bachelors für ein Jahr nach Japan zu gehen“, betont denn auch der Japanologe Günther Distelrath. „Kurse, die sie an unseren Partneruniversitäten belegen, können sie sich für ihr Studium anerkennen lassen.“ Im Lebenslauf macht sich ein Auslandsjahr in Asien ohnehin gut. „Wer zeigt, daß er sich in einer doch recht fremden Welt zurechtfindet, dokumentiert damit Flexibilität und kulturelle Kompetenz“, sagt Edzard Janssen – „in dieser Hinsicht bringt ein Japanjahr sicherlich mehr als ein Aufenthalt in den USA.“ So gut wie alle Studenten nehmen das Angebot daher wahr. Finanzielle Unterstützung versprechen Stipendienprogramme wie die des Deutschen Akademische Austauschdienstes (DAAD).

Ein Hauch von Japan durchwehte im vergangenen November auch die Gärten des Schlosses

Augustsburg in Brühl. Dort trafen sich zwei Dutzend Jugendliche im fernöstlichen „Gothic Lolita“-Look: Mit düster geschminkten Lippen und Augen, schwarzen Kniestrümpfen, spitzenbesetzten Röcken und Plateausohlen, auf denen selbst Danny de Vito jeden Normalsterblichen überragen würde. Mehrmals jährlich kommen Asien-Enthusiasten aus Köln, Düsseldorf

oder Bonn zu derartigen Treffen zusammen – gekleidet wie japanische Schulmädchen oder in ausgefallenen Kostümen, die sie nach Vorlagen aus fernöstlichen Modemagazinen schneiden. In Brühl war auch Dominik Fritz mit dabei: Der Bonner Student ist ein begeisterter Fotograf. „Und interessante Motive bieten sich bei so einem Anlaß natürlich zuhauf.“

FL/FORSCH

Foto: Eric Lichtenscheidt

Studienverlauf Asienwissenschaften

Ob Mongolei- oder China-Forscher, Japanologen oder Tibetologen – für sie alle beginnt das Studium an der Universität Bonn seit anderthalb Jahren auf dieselbe Weise: Mit dem sechssemestrigen „Bachelor of Arts“, abgekürzt BA. „Allerdings sollte sich jeder Student schon vor Beginn gute Gedanken machen, was er später einmal machen möchte“, schärft Privatdozent Dr. Günther Distelrath von der Forschungsstelle Modernes Japan angehenden Asienwissenschaftlern ein: Wer einen Master „West und Südasien“ anstrebt, sollte schon während des BA-Studiengangs Arabisch, Hindi oder Sanskrit gelernt haben. Ein Japanologe büffelt dagegen vom ersten Semester an acht Stunden pro Woche Japanisch. „Eine eingehende Beratung vor Studienstart ist bei uns daher Pflicht“, sagt Distelrath.

Der Bachelor ist in sogenannte Module gegliedert. Die Sprache macht mehr als ein Drittel des Studiums aus, dazu kommen Pflichtmodule zu Literaturrecherche und Präsentation sowie zur Geschichte und Gegenwart Asiens. Diese Veranstaltungen sind interdisziplinär: Sie betreffen den asiatischen Kontinent als Ganzes. Ab dem dritten Semester können dazu sogenannte Wahlpflichtmodule belegt werden. „Was man wählen sollte, hängt wiederum mit dem Studienziel zusammen“, sagt Distelrath. „Daher empfehlen wir jedem Studierenden, sich nach einem Jahr noch einmal ausführlich beraten zu lassen.“ Der BA-Studiengang mündet nach 6 Semestern in eine Abschußarbeit.

Wer möchte, kann sich danach in einem zweijährigen Master-Studiengang weiter spezialisieren: Zur Wahl stehen die Studiengänge „Asiatische Sprachen (Übersetzen)“, „Regionalwissenschaft Japan“, „Regionalwissenschaft Südostasien“, „Sprachen und Kulturen Chinas, der Mongolei und Tibets“, „Sprachen und Kulturen Süd- und Westasiens“ sowie „Religionen und Kunst in den Kulturen Asiens“.

► **Detaillierte Informationen gibt's im Internet unter http://www.uni-bonn.de/Studium/Studiengaenge_und_Abschluesse/Asien.html**

„Studium Bolognese“

Neue Bachelor- und Master-Studiengänge in Bonn

Bachelor und Master – ein modernes, qualifizierendes Studium mit breiter Anerkennung? So will es der Bologna-Prozess. Auch wenn die traditionellen Studiengänge vielfach noch mehr Vertrauen genießen: Daß die neuen kommen und sich bewähren müssen, ist definitiv. Im Wintersemester geht's weiter mit „BA-MAs“ an der Uni Bonn. Informationen gibt es unter http://www.uni-bonn.de/Studium/Studien_gaenge_und_Abschluesse.html

Geodäsie und Geoinformation

„Wir sind akkreditiert! Völlig ohne Auflagen!“ Professor Dr. Heiner Kuhlmann ist mit Recht stolz. Und zum kommenden Wintersemester geht es los: Als eine der wenigen Universitäten bietet Bonn mit dem neuen Bachelor/Master-Studiengang „Geodäsie und Geoinformation“ alle geodätischen Teildisziplinen an. Wer sich für eine spätere Tätigkeit zum Beispiel im Kataster- und Landesvermessungswesen, in Energieversorgungs-, Geoinformationsunternehmen oder der Bauwirtschaft interessiert, ist hier richtig. An der offiziellen Vorstellung zeigten sich potentielle Arbeitgeber – darunter einige Alumni, die bisher sehr positive Erfahrungen mit Bonner Absolventen machten – zahlreich interessiert. Sie sind zwar skeptisch gegenüber der eigentlich angestrebten Mobilität und dem Bachelor-Abschluß, aber neugierig auf die künftigen Master: In dem Ausbildungspaket finde sich vieles, was heute wirklich gebraucht werde. „Der Master soll unser Regelabschluß sein“, betont Kuhlmann denn auch. „Wir selbst merken, daß wir die aufgegebenen Umstellungen schließlich als Chance begiffen haben, bisherige Nachteile zu beseitigen, Lehrformen innovativer zu gestalten und uns inhaltlich zu profilieren.“

► Informationen: www.geodesy.uni-bonn.de; Telefon 0228/73-2620

Neu in der „PhilFak“

In der Philosophischen Fakultät sind die Romanisten und das Asienzentrum Vorreiter bei der Umsetzung des Bologna-Prozesses. „Im kommenden Wintersemester geht's weiter mit Bachelor-Studiengängen“, sagt Dekanatsassistent Dr. Bernd

Schlöder. In Philosophie, Politik und Gesellschaft, Geschichte, Germanistik, Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft, English Studies, Romanistik, Griechische und Lateinische Literatur der Antike und ihr Fortleben (nur als Begleitfach), Kommunikationswissenschaften sowie Kunstgeschichte und Archäologie kann dann der Bachelor of Arts (B.A.) erworben werden. „Die Fakultät erwartet, daß das im November 2005 eingeleitete Akkreditierungsverfahren im Sommer erfolgreich abgeschlossen wird“, ist Schlöder zuversichtlich. Unter den Bachelorstudiengängen ist Psychologie vorerst nur als Begleitfach zu belegen; voraussichtlich im Wintersemester 2007/08 wird ein Bachelor-Studium mit dem Abschlußgrad B.Sc. (Bachelor of Science) eingeführt, das dann den bisherigen Diplom-Studiengang ablöst. So früh wie möglich, spätestens aber drei Jahre nach Einführung der B.A.'s, sollen die Masterstudiengänge eingeführt werden.

Schon ab dem kommenden Wintersemester wird ein musikwissenschaftlicher Masterstudiengang „Sound Studies“ angeboten.

Über Bonn hinaus: Modell für Katholische Theologie

„Wir haben einen Bachelor-Master für unseren Diplom-Studiengang inklusiv Priesteramtsausbildung entwickelt“, sagt Professor Dr. Karl-Heinz Fabry. Davon erfuhr der Katholisch-Theologische Fakultätentag und machte Fabry zum Vorsitzenden einer Studienreformkommission mit dem Auftrag, bis zum Fakultätentag im Januar 2005 einen modularisierten „BA-MA-Studiengang“ für alle deutschsprachigen Fakultäten – Österreich, Schweiz, Elsaß und Südtirol – zu entwerfen. Fabry: „Unser Votum wurde nahe-

zu einstimmig akzeptiert.“ Das Votum wurde von der Deutschen Bischofskonferenz übernommen, kirchenrechtlich überprüft, ein wenig weiter entwickelt und ist soeben in der Frühjahrsvollversammlung im März von den Bischöfen verabschiedet worden. Damit wird es für alle Katholisch-Theologischen Fakultäten Gesetz (Kirchenrecht) und für alle Priesterausbildungs-Institutionen verbindlich. Dieser Beschluß kommt dann in die Fakultäten, die ihn in eigene Bologna-Studiengänge umzusetzen haben.

„Ich vermute, daß am Ende dieses Sommersemesters unser Plan steht. Schön daran ist, daß die Mobilität der Studierenden bestens gewährleistet ist, wenn man überall im Pflicht- und Wahlpflichtbereich dieselben Module studieren kann“, sagt Fabry. „Wir sind im Gespräch mit theologischen Fakultäten in Italien, Frankreich, Belgien, den USA und Israel, um das System auch dort zu implantieren, damit Bologna tatsächlich von der Idee zur Wirklichkeit wird.“

Experten für die Regulierung von Netzwerkindustrien

Eine Reihe von Studiengängen, die sich an ein Erststudium anschließen oder berufsbegleitend laufen, gibt es schon länger an der Bonner Universität. Zu finden sind sie unter www.uni-bonn.de/studium/Aufbau_und>Weiterbildungsstudium.html. Im September 2006 startet der neue internationale Masterstudiengang MERNI – Master of European Regulation of Network Industries. Denn Experten für die Regulierung von Netzwerkindustrien dürften in Zukunft immer begehrt werden: Viele ehemalige Staatsmonopolisten wurden schrittweise privatisiert, und die Anzahl der Märkte, auf denen Wettbewerb herrscht oder in Gang kommt, wächst.

► www.merni.net; info@merni.net

UK/FORSCH

„Dicke Bretter bohren“



„Unternehmerische Fähigkeiten kann man nicht früh genug fördern“, betonte der Vorstandsvorsitzende der Siemens AG, Dr. Klaus Kleinfeld, vor einem mit gut 200 Gästen vollbesetzten Saal des Bonner Universitätsclubs. Die Philosophische Fakultät hatte den Chef des größten deutschen Technologiekonzerns auch deshalb zu einem Gastvortrag eingeladen, um der Berufsorientierung der neuen Bachelor- und Master-Studiengänge Rechnung zu tragen. Dekan Professor Dr. Georg Rudinger begrüßte dazu neben Vertretern aus Wirtschaft, Wissenschaft und Gesellschaft auch die Studierenden der ersten Bachelor-Studiengänge der Fakultät. Diese hörten hochofren, daß Dr. Kleinfeld vielfältige Berufschancen für Bachelor-Absolventen in seinem Unternehmen sieht. Würde er selbst noch einmal studieren, fiel seine Wahl wohl auf einen Bachelor-Studiengang – an den er freilich auf jeden Fall noch einen Master anschließen würde. Den Studierenden empfahl er, „dicke Bretter zu bohren“ und sich neben dem Studium zusätzlich zu qualifizieren. Dabei sollten die Universitäten sie unterstützen. Viele Hochschulen „produzierten“ aber lediglich „Lebensläufe“, die Leidenschaft bleibe beim Studium auf der Strecke.

ARC/FORSCH

Was ist aus euch geworden?

Die Bonner Uni befragt ihre Absolventen

Das Diplom in der Tasche, noch ein letzter warmer Händedruck vom Professor – und dann ward von der Alma mater nie wieder etwas gehört. So endet für viele Studenten ihre Uni-Karriere. Nicht jedoch in Bonn: Die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität befragt künftig ihre Absolventen regelmäßig und weitestgehend automatisiert nach ihrer Berufslaufbahn und ihrer Einschätzung des Studiums. Von den Erkenntnissen soll vor allem die Lehre profitieren.

„Sie haben im letzten Jahr Ihr Studium an der Universität Bonn abgeschlossen und sich bereit erklärt, an der Absolventenbefragung teilzunehmen. Wir freuen uns auf Ihre Meinung und haben unter <https://www.umfragen.uni-bonn.de/absolventen> einen Fragebogen für Sie bereitgestellt. Einloggen können Sie sich ab sofort mit Ihrem persönlichen Passwort.“ Mehr als 1.500 Ex-Studenten haben in den letzten Monaten eine derartige Mail erhalten – auf den Tag genau ein Jahr nach ihrem Abschluß. 670 von ihnen haben das Angebot genutzt und den Online-Fragebogen ausgefüllt. „Eine hohe Quote, wenn man den Umfang des Fragebogens bedenkt“,

► **Gemeinsam den Abschluß feiern – und verfolgen, wie es damit weitergeht...**

betont Dr. Christian Rietz vom Zentrum für Evaluation und Methoden (ZEM).

Denn die Teilnehmer sollen nicht nur möglichst detailliert darlegen,

wie ihr beruflicher Werdegang nach Verlassen der Uni verlaufen ist. Die meisten Fragen zielen auf die Qualität der Lehre: Inwieweit hat Ihr Studium zu Ihrem beruflichen Erfolg beigetragen? Welche Fähigkeiten sollte Ihr Fach verstärkt vermitteln? Welche Fähigkeiten, die Sie an der Uni gelernt haben, sind dagegen in Ihrem Beruf nicht so wichtig? Wie zufrieden waren Sie mit Studieninhalten, der Arbeitsatmosphäre, den Dozentinnen und Dozenten? Wurden Sie bei der Stellensuche durch die Uni unterstützt – beispielsweise durch die Vermittlung von Kontakten, eine Jobbörse oder Bewerbertrainings?

Vier Jahre später wiederholt sich das Spiel: „Wir möchten wissen, wie sich die Berufslaufbahn unserer Alumni mit der Zeit entwickelt“, erklärt ZEM-Mitarbeiterin Britta Krahn. „Auch beurteilt ein Berufseinsteiger sein Studium vielleicht anders als jemand, der schon einige Jahre Berufserfahrung hat.“ Die Auswertung erfolgt ebenso wie der Versand der Mails und Paßwör-



Foto: uk

ter vollautomatisch – ansonsten ließe sich die Aufgabe, jährlich mehrere tausend Ehemalige zu befragen, gar nicht stemmen.

Mit den Ergebnissen lassen sich beispielsweise diejenigen Fächer identifizieren, die weitgehend „am Arbeitsmarkt vorbei“ ausbilden. Außerdem erhofft sich die Uni Aussagen über fachspezifische Erfolgskriterien: Wie wichtig sind in der Mathematik Praktika, wie wichtig ein Auslandssemester? Wie entscheidend sind „harte“ Faktoren wie Fachwissen, was zählen soziale Kompetenz oder Teamfähigkeit? „Diese Erfolgskriterien können künftig auch dann wichtig werden, wenn es um die Studentenauswahl geht“, erläutert Rietz: „Für viele Fächer gibt es wahrscheinlich individuelle Grundvoraussetzungen, die man mitbringen sollte, um sie erfolgreich studieren zu können.“

Landesregierung zeigt sich interessiert

Fester Bestandteil des so genannten „Bonner Modells der Hochschul-evaluation“ sind zudem regelmäßige Online-Befragungen der Studierenden und Lehrkräfte. Kaum eine Uni in Deutschland holte jedoch bislang regelmäßig die Meinung ihrer Absolventen ein. Inzwischen zeigt sich daher auch die Politik an dem Projekt interessiert: So konnte der Leiter des ZEM Professor Dr. Georg Rudinger das Modell kürzlich im Innovationsministerium der Führungsspitze der nordrhein-westfälischen Hochschulen präsentieren. „Wir stellen das Bonner Modell anderen Universitäten zur Verfügung“, erläutert Rietz. „Wir passen Fragen und Layout wunschgemäß an und implementieren das Ergebnis auf unserem Umfrage-Server.“

Da die Auswertung komplett automatisiert erfolgt, werden für das Modul „Absolventenbefragung“ lediglich 4.000 Euro jährlich fällig. Das komplette Evaluationspaket kostet je nach Studentenzahl das Dreis- bis Vierfache.

Wer in Bonn studiert hat, scheint sich übrigens auf dem Arbeitsmarkt recht gut zu bewähren: Mehr als 60 Prozent der Absolventen fanden im Durchschnitt vier Monate nach ihrem Abschluß einen Job mit inhaltlichem Bezug zu ihrem Studium. Wie sehr sich die befragten Absolventen einen engeren Kontakt zu „ihrer“ Uni wünschen, zeigt ein anderes Ergebnis der Bonner Befragung: Gut 80 Prozent äußerten Interesse, die Alumni-Arbeit aktiv zu unterstützen (siehe auch Seite 46 „Beziehungen mit Perspektive“).

FL/FORSCH

► **Leere Taschen, aber Köpfe voller Ideen:** „Wir sind eine Initiative mit leeren Taschen, aber Köpfen voller Ideen“, sagt Tanja Portz. Sie ist Vorsitzende des „Internationalen kulturwissenschaftlichen DoktorandInnen Kongreß“ (IKDK) am Volkskundlichen Seminar. Die von ihrem Fach begeisterte Gruppe junger Wissenschaftler hat für das letzte Märzwochenende eine dreitägige Veranstaltung auf die Beine gestellt – und das Feedback freut alle. „Davon haben wir zu Beginn der Planung nicht einmal zu träumen gewagt.“ sagt Portz, „Und wir sind sehr stolz auf das, was wir erreicht haben. Ebenso stolz sind wir Doktoranden auf die vielen Studierenden der Bonner Volkskunde, die sich gemeldet haben, um für den reibungslosen Ablauf der Veranstaltung zu sorgen.“ Die Mitglieder des IKDK stehen alle gleichberechtigt nebeneinander und verstehen sich als eine Art „think tank“. Als studentische Kulturgruppe erhalten sie finanzielle Förderung des AstA. Weitere Sponsoren konnten nicht gewonnen werden, allerdings wurden kleinere Sachmittel zur Verfügung gestellt, und die Mitarbeiter des Seminars unterstützen sie. Die Gäste aus ganz Deutschland sowie den Niederlanden und der Schweiz – Promovierende der Volkskunde, Europäischen Ethnologie und Kulturanthropologie – haben Anreise und Unterkunft selbst organisiert, Verpflegung und Arbeitsmaterial übernahm der

IKDK. Im offiziellen Programm trugen die Teilnehmer ihre Dissertationen vor und diskutierten sie, außerdem fanden Arbeitsgruppen zu spezifischen, allgemeineren Themen statt. Natürlich gab es auch einen geselligen Rahmen. „Die Teilnehmer waren begeistert – unser Motto im WM-Sinne ‚Zu Gast bei Freunden‘ ist voll aufgegangen!“ freut sich Portz. Über ein Online-Forum konnten sich die Beteiligten schon seit einigen Monaten austauschen – und nach dem Kennenlernen wird es sicher noch lebhafter genutzt. Mit der Tagung ist sowieso keineswegs alles vorbei: Der Kongreß wird zu einer Art Staffel, nächste Gastgeber sind die Münchener. Und in diesem Semester lädt der IKDK zu einer Ringveranstaltung „Bewerbungspraxis und Berufsfelder für KulturwissenschaftlerInnen“ ein: Sie bietet Bewerbungstraining, berufliche Planung und Karriereoptionen sowie Beispiele aus der Praxis unterschiedlicher Berufe.

► **Richtig streiten lernen:** Darf man menschliche Embryonen in der medizinischen Forschung nutzen, um neue Therapien für bisher unheilbare Krankheiten zu entwickeln? Dieses sogenannte Therapeutische Klonen ist nicht nur seit längerem Thema in Politik und Wissenschaft, sondern jetzt auch ein Schulprojekt. Das Deutsche Referenzzentrum für Ethik in den Biowissenschaften (DRZE) an der Uni-

versität Bonn führt es in Kooperation mit dem Institut für Wissenschaft und Ethik (IWE) durch. Sich eine eigene Meinung zu bilden, diese auch in einer Gruppe zu vertreten und gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen ist das Lernziel. In einer Projektwoche erhalten die Teilnehmer zuerst die notwendigen Sachinformationen aus Biologie, Ethik und Recht und können verschiedene Experten befragen. In einer geleiteten Debatte soll eine möglichst einstimmige Empfehlung erarbeitet werden, wie sich Deutschland in der internationalen Diskussion positionieren soll. Der Diskurs läuft an drei verschiedenen Schulen im Bonner Raum. Informationen finden sich im Internet unter www.diskurslernen.de

► **Deutsch als Fremdsprache:** Einen Fortbildungsverband hat das Sprachlernzentrum der Universität Bonn mit dem Studienkolleg der Universität Köln und der VHS Köln gegründet. Das Team bietet nun schon in der zweiten Runde verschiedene Veranstaltungen zu methodisch-didaktischen Themen im Bereich Deutsch als Fremdsprache für Lehrerinnen und Lehrer aus dem Köln-Bonner Raum – und gerne darüber hinaus – an. Veranstaltungsorte sind die beteiligten Einrichtungen im Wechsel, die Gebühr beträgt jeweils 35 bzw. 25 Euro. Informationen: www.slz.uni-bonn.de; E-Mail: weiterbildung@slz.uni-bonn.de

Das kommt mir irgendwie bekannt vor

Elektronische Fahndungshelfer decken Täuschungsversuche auf

Ob man wirklich bei einer Klausur schummeln – drastischer: betrügen – will, sollte man sich gut überlegen. Denn einmal erwischt, gibt es für die konkrete Klausur eine Fünf oder auch Null Punkte. Wer bei einer Hausarbeit abgeschrieben hat und des Plagiats überführt wird, hat ebenfalls nicht bestanden. Bei einer Abschlußarbeit kann sogar nachträglich der akademische Titel aberkannt werden.

▼ **Kopf leer?**
Spickzettel und abschreiben sind trotzdem nicht zu empfehlen!

Spickzettel und Versuche, sich auszutauschen, gibt es wohl überall, wo Menschen in schriftlichen Prüfungen sitzen. Eine SMS oder ein Telefonat beim Gang zur Toilette? Denkbar. Ein Handyverbot im Klausorraum besteht zwar meist – aber Leibesvisitationen beim Einlaß sind schwer vorstellbar. Wie nützlich allerdings jede dieser Optionen wäre, ist dahingestellt: „Es geht in Klausuren an der Hochschule schließlich meist nicht um die Abfrage von schlichten Fakten, Zahlen etc., sondern um eine eigene kreative Leistung, um Zusammenhänge und Interpretationen. Da nutzt ein Stichwort auf einem Zettel oder selbst die kurze heimliche Rücksprache per Handy wenig“, sagt Holger Bauknecht vom Justitiariat der Universität.

Vanessa Bloch von der Geschäftsstelle des Rechtswissenschaftlichen Prüfungsausschusses bestätigt das und warnt: „Schon von der Aufsicht entdeckte unerlaubte Notizen auf zugelassenem Hilfsmaterial gelten als Täuschungsversuch – egal, ob sie

wirklich zur Aufgabenstellung paßten oder letztlich gar nicht genutzt werden konnten.“

Beim Justitiariat oder gar vor Gericht landen Betrugsfälle nur, wenn der Betreffende die Ahndung nicht akzeptieren will. Und das kommt selten vor. Denn wenn die Aufsicht bei einer Klausur Studierende definitiv erwischt, gibt es wenig zu deuten, das Verwaltungsgericht käme voraussichtlich zum selben Ergebnis wie der zuvor entscheidende Prüfungsausschuß. Wenn es der letzte Versuch war, gilt die Prüfung als „endgültig nicht bestanden“, und der Prüfling kann dann bundesweit nicht mehr dieses Fach studieren. Allerdings tauschen sich Prüfungsausschüsse und Justitiariat schon mal zum besten Vorgehen in einem konkreten Fall aus.

Das aktuelle Hochschulgesetz sieht auch die Möglichkeit vor, eine Täuschung als Ordnungswidrigkeit zu ahnden. Das Gesetz spricht von Strafen „bis zu 50.000 €“. „Da muß die Relation zwischen dem möglichen Gewinn aus der Tat und der Höhe der Geldbuße schon gut überlegt werden“, gibt Holger Bauknecht zu bedenken. In besonders drastischen Fällen sei nach dem Hochschulgesetz sogar eine Exmatrikulation möglich – „der Studienplatz, auf den man vielleicht lange gewartet hatte, ist dann futsch.“

Bei den neuen Studiengängen wird darüber nachgedacht, in den Prüfungsordnungen generell elektronische Versionen von Hausarbeiten abzufordern. Andererseits haben die Professoren und ihre Mitarbeiter je nach Anzahl der Arbeiten kaum die Zeit, jede einzelne über elektronische „Fahndungshelfer“ routinemäßig zu überprüfen. Zumindest im Verdachtsfall jedoch soll zusätzlich zum Schriftstück eine Datei angefordert werden können. Und da Professoren Prüfungsthemen in der Regel in eigenen Spezialgebieten vergeben, ist die Chance, daß „Geklautes“ bemerkt wird, recht groß. Wenn zum Beispiel eine Arbeit verdächtige Parallelen zu einem Artikel in ei-

Kommentiert von Jan Bläese, Student

Wie war das früher in der Schule? Da wurden mathematische Formeln auf die Rückseite des Taschenrechners oder die Handfläche gekritzelt. Fast jeder dürfte auch die kleinen Zettel kennen, die mehr oder minder gut versteckt im entscheidenden Moment Gedächtnislücken kaschieren sollten. Meistens entstanden diese wegen akuter Lernunwilligkeit. Die wirklich Guten einer Klasse mußten nie schummeln, denn sie lernten mehr – oder wußten eben alles.

Doch gilt das auch für die Universität? Es stellt sich ein komisches Gefühl ein, sieht man vor seinem geistigen Auge angehende Mathematiker in einer Klausur mit präparierten Taschenrechnern sitzen – oder Juristen, die heimlich auf der Toilette per Handy den Freund zu Rate ziehen. Tatsächlich gibt es aber auch Studierende, die sich so einen Wissensvorsprung verschaffen oder Wissenslücken kaschieren wollen. Die Gründe haben sich also seit der Schulzeit nicht geändert.

Ein schwerwiegenderes Problem ist das des Abschreibens bei Hausarbeiten, der Plagiate – die bewußte Übernahme fremden Gedankenguts. Die gab es auch schon früher. Durch das WWW ist es nun aber viel einfacher, fremde Arbeiten zum eigenen Thema herauszusuchen und die Gedankengänge als eigene auszugeben, ganze Textpassagen einfach zu übernehmen. Letztendlich basieren Plagiate aber auf derselben Ursache wie der Spickzettel: ganz menschlicher Lernfaulheit. Deshalb wird wohl auch in Zukunft an den Universitäten immer mal wieder geschummelt werden. Aber toleriert werden darf das Problem keinesfalls – und auch nicht unterschätzt.

Außerdem führt das Schummeln ja doch nicht zum Erfolg. Die, die häufiger herumtricksen, fliegen spätestens bei mündlichen Prüfungen auf. Es soll allerdings auch Leute geben, die mit soviel Akribie einen Spickzettel vorbereitet haben, daß sie alles wußten und den Zettel dann gar nicht mehr brauchten...



Foto: Jan Bläese

ner Fachzeitschrift hat, ein plötzlicher Stilbruch auffällt oder das bekannte Zitat eines Fachkollegen mal schnell zum studentischen Eigenprodukt umgemodelt wurde.

„Neben den Täuschungsversuchen in Klausuren stellen auch Plagiate ein Problem dar, sagt Vanessa Bloch. „Um solchen Plagiaten auf die Spur zu kommen, werden zunehmend Schutzvorkehrungen getroffen. So hat zum Beispiel der rechtswissenschaftliche Fach-

bereich ein elektronisches Suchprogramm angeschafft, das aus dem Internet kopierte Textanteile identifizieren kann.“ Interessant sind englischsprachige Texte: „Hier fallen Stilbrüche und Wechsel der Sprachebene besonders auf“, weiß der Anglist Dr. Claus Daufenbach. Auch hier helfen Erkennungsprogramme, Abschreibern auf die Spur zu kommen.

Selbst bei erst später ans Tageslicht kommendem Betrug gilt: „Ge-

ahndet werden kann auch im Nachhinein. Bei Prüfungsarbeiten reicht das bis zur Aberkennung des akademischen Titels“, sagt Holger Bauknecht. So schien ein Bonner Chemiker in seiner Dissertation ein wichtiges fachliches Problem gelöst zu haben und wurde damit promoviert – allerdings waren die Experimente manipuliert. Ihm wurde der Dokortitel wieder entzogen; das Oberverwaltungsgericht Münster lehnte seine Berufung ab. [UK/FORSCH](#)

„Ich war's nicht“

Studierende üben Strafprozeßrecht an fiktivem Doppelmord

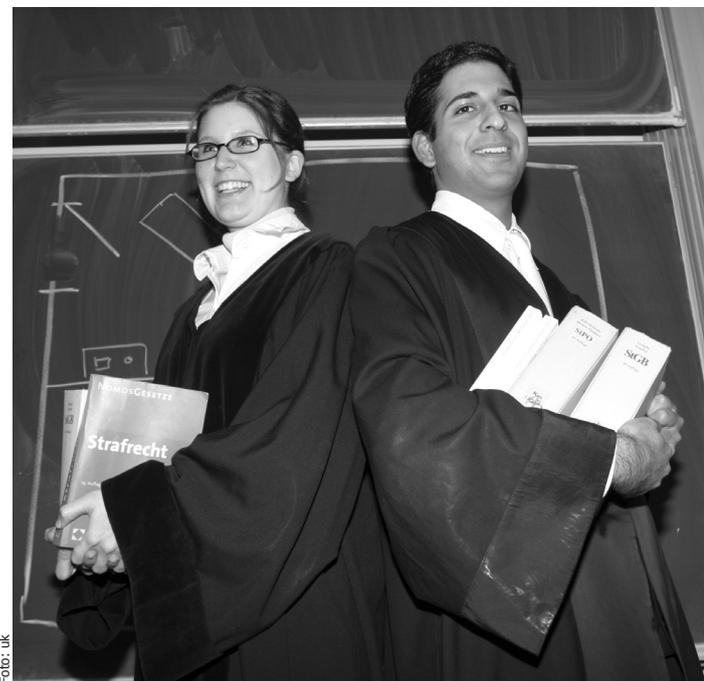
„Ich war's nicht! Ich habe meine Frau geliiieebt!“ schluchzt der Angeklagte. Sein Bruder, der Mittäterschaft beschuldigt, ist aggressiv: Ob sie keinen Blick für Männer habe, giftet er Richtung Staatsanwältin. „Guck Dir den Waschlappen doch mal an! Der bringt niemanden um.“ Hat er nun – oder nicht? Ordnungsruf – oder nicht?

Das ist doch... Uwe Krechel, bekannt als Rechtsanwalt aus der TV-Gerichtsshow „Richterin Barbara Salesch“. Diesmal sitzt er auf der Anklagebank. Die steht im Hörsaal des Juridicum, verhandelt wird ein fiktiver Mordfall. Die Akteure sind Studierende der Rechtswissenschaft, ernst und würdig in ihren schwarzen Roben. Krechel spielt Thomas Dreher, gemeinsam mit seinem Bruder Frank des Mordes an dessen vermeintlich untreuer Ehefrau und ihrem Chef beschuldigt. Ein gegensätzlicheres Paar kann man sich kaum vorstellen: der arbeitslose Witwer – im richtigen Leben der Anwalt Dirk Bettinger – frustriert, weinerlich mit gebetsmühlenartig wiederholtem „Ich habe meine Frau geliebt! Ich war's nicht!“. Der andere redegewandt, vor allem respektlos und sarkastisch. „Sie Giftspritze“ nennt er die Ehefrau des Mordopfers und kommentiert Zeugen „schöne Falschaussage“ und „Märchenstunde!“ Ordnungsrufe des Vorsitzenden Richters bleiben allerdings aus... Nima Mafi-Gudarzi, 4. Semester, beschränkt sich auf süffisantes Ausbremsen und erledigt seine Aufgabe energisch bis verständnisvoll. Daß viele Zeugen-

befragungen in einer Verhandlung den Richter zwingen, jedem einzelnen immer von neuem Rechte und Pflichten zu wiederholen, zeugt von den Routinen im Gerichtssaal selbst beim spannendsten Fall. Andererseits würden sich die Teilnehmer an realen Gerichtsverhandlungen über so schnell erledigte Rückzüge des Hohen Gerichts zur Beratung sicher freuen: Hier werden sie per kurzem Licht aus-Licht an symbolisiert, und schon geht's weiter.

Bei vorangegangenen Moot Courts ging es am Fall von Max und Moritz um Körperverletzung und Sachbeschädigung, auch der Giftmord mit Schneewittchen als Opfer war auf große Resonanz gestoßen. Der jetzige ist „normaler“: Da geht es um menschliche Schwächen, Eifersucht, Bestechung, kompromittierende Fotos und gegenseitige Beschuldigungen, die schließlich zur überraschenden Wende führen. Als Täterin stellt sich die Nebenklägerin heraus, die sich als Opfer gebärdete. Die Angeklagten werden freigesprochen – aber durch ihr Verhalten haben sie massiv dazu beigetragen, den Tatverdacht zu erhärten und sind mit viel Glück davongekommen. Nur die Tatwaffe ist weg... sie liegt am Grunde des Rheins.

Rechtsanwalt Uwe Krechel hat seit einiger Zeit die Studierenden unter seine Fittiche genommen und die Bonner Moot Courts ins Leben gerufen. „Wissen von Anfang an üben, nur so setzt man sich von anderen ab“, ist seine Praxisdevise für den Nachwuchs. Gemeinsam mit dem Bonner Anwalt Christoph Arnold – auch er spielt aktiv mit – üben sie Gerichtsatmosphäre und



Strafprozeßrecht an fiktiven Fällen. „Als ich die Gruppe kennenlernte, waren das alles Menschen in relativ jungen Semestern, die keine Ahnung von Strafprozeßrecht hatten und nicht gewohnt waren, vor mehr als drei Leuten zu reden“, lobt Krechel den Erfolg. Am 1. Juni um 19 Uhr kommt der nächste Fall – wieder aus einem Märchen – zur öffentlichen Verhandlung. Wer sich für das Jurastudium interessiert oder schon dabei ist: Hingehen!

[UK/FORSCH](#)

► **Wer mehr über die veranstaltende Gruppe ELSA und ihre vielen Aktivitäten wissen will: Lenéstraße 35 neben dem Juridicum, im Internet: <http://bonn.elsa-deutschland.org/de>**

▲ **Fall erledigt!**
Stefanie Schick als Staatsanwältin und Nima Mafi-Gudarzi als Vorsitzender Richter

Wann kommt denn der Doktor?

Studierende der Medizin zwischen Theorie und Krankenbett

Der junge Mann im weißen Kittel macht eine Patientenaufnahme. Auf seinem Namensschild steht „Student“. „Kommt denn kein Arzt?“ fragt der Mann mit dem gebrochenen Arm bang – oder aufgebracht, je nach Temperament. Im Krankenzimmer erntet die junge Frau im weißen Kittel einen dankbaren Blick des Patienten am Tropf. Er hält sie für eine der netten Pflegerinnen... eigentlich ist sie fast fertige Ärztin. Manchmal aber werden die beiden auch zum Herrn Doktor und zur Frau Doktor „befördert“. Medizinstudenten können was erleben. Und müssen viel lernen.

Thomas Randau kam zur Medizin, weil er als Zivi Rettungssanitäter war. Seine ersten Patienten waren Transporte im Krankenwagen und im Pflegepraktikum. „Da war erstmal viel Unsicherheit und das Gefühl, die Privatsphäre der Menschen zu verletzen“, erinnert er sich. „Dann aber auch das Gefühl, den Menschen helfen zu können. Ich finde Anatomie und Chirurgie faszinierend!“ Inzwischen ist er im 10. Fachsemester und hat mit sechs klinischen Semestern schon einige praktische Erfahrung gesammelt.

Randau ist Vorsitzender der Fachschaftsvertretung Klinik, Constanza Pagouras stellvertretende Vorsitzende der Vorkliniker. Beide sind von Anfang an in der Fachschaftsvertretung aktiv. Pagouras steuert jetzt mit dem 4. Semester

aufs Physikikum zu. „Mein Traumberuf ist einfach Ärztin“, sagt sie. Aus der Warte des Pflegepersonals hat sie ihn im vorgeschriebenen Krankenpflegepraktikum bereits kennengelernt: „Das hilft mir später sicher bei der Zusammenarbeit“, sagt sie. „Mir gab es jedenfalls das Gefühl: Hier bist Du richtig.“

Vorklinik und Klinik – warum gibt es zwei Fachschaftsvertretungen Medizin? „Weil das in Bonn schon immer so war“, flachst Randau. „Im Ernst: Unsere beiden Teams arbeiten zwar in manchen Bereichen zusammen, und es gab auch schon mal Überlegungen, sie zusammenzuführen. Aber die recht unterschiedlichen Anforderungen vor und nach dem Physikikum und auch die räumliche Trennung – die vorklinischen Semester finden in Poppelsdorf statt, die klinischen auf dem Venusberg – sind gute Gründe, die Arbeitsteilung beizubehalten.“

Durchhalten bis zum Hammerexamen

Während der ersten vier Semester steht so viel naturwissenschaftliche Theorie auf dem Lehrplan, daß der Nachwuchs schon mal jammert: „Eigentlich wollte ich Medizin studieren...“ Das Skalpell nehmen die Studierenden dennoch schon früh in die Hand, nämlich im ersten Semester.

Dann werden kleine Katzenhaie und Ratten seziiert, jeweils eine für drei bis vier Studierende. Damit haben die wenigsten Probleme, es gehört einfach dazu. Im 3. Semester geht es an die – so wird kolportiert – vielgefürchteten Leichen. Beide Fachschaftsvertreter versichern: „Nein, das ist nicht so schlimm, eher faszinierend. Die Körper haben lange in Formalin gelegen, da fließt kein Blut und sie sind als Person nicht mehr zu erkennen. Das einzige, was penetrant riecht, ist die Konservierungsflüssigkeit. Und das lange Stehen ist anstrengend. Wenn wirklich mal jemandem schlecht wird,

dann deshalb.“ Thomas Randau hat als Tutor in drei Semestern niemanden umfallen sehen. Und beide kennen keinen Fall, in dem jemand deshalb sein Studium aufgegeben hat. Das Handtuch werfen Studierenden eher wegen des immensen Arbeitsdrucks. „Die Anatomie ist das schlimmste Semester! Man lernt und lernt, macht eine Prüfung – und hat in zwei bis drei Wochen die nächste“, sagt Pagouras. „Und wenn man es weiter geschafft hat, kommt das ‚Hammerexamen‘ – so nennen wir das II. Staatsexamen“, ergänzt Randau. „Dafür muß man nach einem vollen Klinikalltag im Praktischen Jahr noch den Stoff aus sechs Semestern wiederholen.“

Im vorklinischen Team umfaßt der harte Kern etwa zehn, im klinischen acht Mitstreiter. Beide Fachschaftsvertretungen haben täglich eine bis anderthalb Stunden Sprechzeit. Zum Kerngeschäft gehört die Vergabe von Skripten, Prüfungsprotokollen und Beratung. Auch Handschuhe und Kittel werden ausgegeben. Wöchentlich finden Fachschaftssitzungen statt, einmal im Monat gibt es eine gemeinsame Sitzung beider Teams. Was viel Zeit braucht, sind klärende Mails und Telefonate mit Dekanat, Kliniken und Instituten sowie dem AStA. In der Klinik kommt mehr Kommissionsarbeit als in der Vorklinik dazu.

Du bist doch Fachschaft – mach' mal!

Wo gibt es Probleme? Mit Stundenplan- und Prüfungsbelastungen, Praktika, Terminen, der Umsetzung der neuen Prüfungsordnung, fächer-spezifisch oder auch mal prüferbeding-t. „Der Spagat der Medizinprofessoren zwischen Forschung, Patientenversorgung und Lehre fällt schon mal zu Ungunsten der Lehre aus“, kritisieren die Studenten und loben: „Sehr gut läuft das zum Beispiel in der Neurologie, HNO und Herzchirurgie.“ Genervt sind die beiden manchmal von der ständigen Erwartungshaltung ihrer Kommilitonen: „Du bist doch Fachschaft – mach mal!“ Zu den aufwendigen, aber erfreulichen Aufgaben gehört

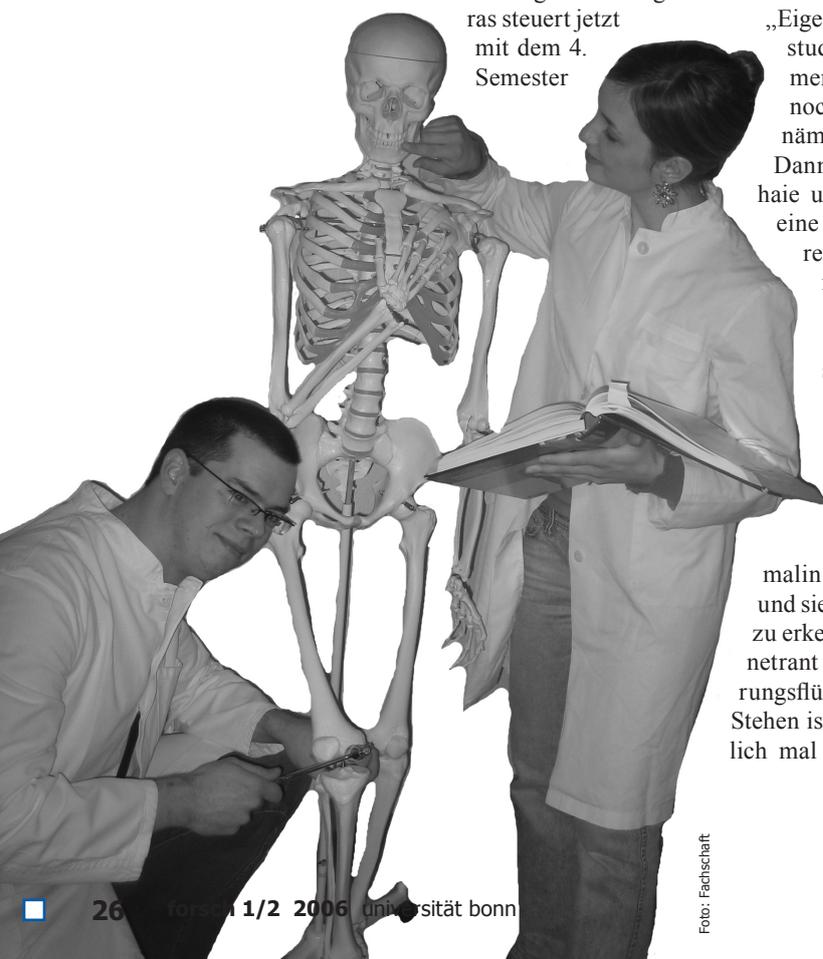


Foto: Fachschaft

Die Fachschaft – das sind eigentlich alle Studierenden eines Faches. Eingebürgert hat sich die Kurzbezeichnung allerdings für die Fachschafts-Vertretung – die Gruppe von Studenten, die als Gewählte und oft unterstützt von einem engagierten „Dunstkreis“ ihre Kommilitonen informieren, beraten, ihre Interessen vertreten und natürlich auch für Geselliges sorgen. An der Uni Bonn gibt es über 50 Fachschaften. Informationen: www.uni-bonn.de/Einrichtungen/Studentenschaft.html

die Ausrichtung von Erstsemesterfahrten und Stadtralleys, Partys und dem Teddybär-Hospital. „Und eine gut strukturierte, diskussionsreiche und ergiebige Fachschaftssitzung...“,

sagt Constanza Pagouras. Aktiv arbeiten beide Fachschaftsvertretungen in der Bundesvertretung der Medizinstudierenden in Deutschland mit. Darüber unterstützen sie auch die aktuellen Proteste der Ärzteschaft. Beide meinen: „Der Beruf muß für junge Absolventen attraktiv bleiben! Die Ausbildung ist lang und anstrengend – o.k., das ahnt man, wenn man sich den Lehrplan ansieht. Aber dann sollte man der Verantwortung angemessen verdienen. Was die Arbeitszeiten angeht: Ein Klinikarzt mit Ringen unter den Augen nach 8 bis 10 Stunden Arbeitszeit und 14 bis 16 Stunden Bereitschaft beziehungsweise Einsatz kann eben nicht mehr voll fit sein. Und das betrifft dann auch die Patienten.“

UK/FORSCH



◀ „Revolution“ nennt Martin Protz seinen Beitrag zum Uni-Fotowettbewerb – hier ein Ausschnitt. Aufgenommen hat er das Motiv während des Streiks auf dem Gelände des Klinikums.

Von der Rolle bis zur Biennale

Studieren mit öffentlicher Wirkung

Eine plüschig-kuschelige Suite mit Himmelbett. Zwei junge Leute räkeln sich in den Kissen, flirten ein bißchen – und unterhalten sich über Casanova. Der wird in ganz ähnlicher Umgebung Frauen verführt haben. Szenenwechsel zur Bonner Fußgängerzone. Was hat Casanova so attraktiv gemacht? „Er konnte eben mit Frauen umgehen... das mußt du noch lernen“ kommentiert eine Frau und guckt ihren Mann ebenso verschmitzt wie erwartungsvoll an. Erneuter Szenenwechsel. Diesmal sitzen Lena Micansky und Felix Zimmer in einer Studentenküche. Und diesmal dreht sich das Gespräch der Moderatoren um einen Film aus dem ganz normalen Leben. „Von der Rolle“ ist ein Projekt des Studiengangs Medienwissenschaft. Hier produzieren Studierende in Eigenregie ein TV-Kinomagazin.

Das Pilotprojekt lief im vorletzten Wintersemester – seitdem haben die Studierenden ihr Kinomagazin stetig verbessert. Als feste Einrichtung soll sich „Von der Rolle“ mit mindestens einer Ausgabe pro Semester etablieren. Die Medienwissenschaftler studieren so das Arbeiten unter möglichst realen TV-Produktionsbedingungen, und dem Publikum soll neben unterhaltsamen zwanzig Minuten ein hintergründiger Blick auf die Filmlandschaft geboten werden. Den „Drehort“ Suite für die jüngste Ausgabe stellte übrigens ein großes Bonner Hotel zur Verfügung. Geschnitten wird im seminareigenen Studio. Das Ergebnis ist dann nicht nur im „CineBlue“ in der Römerstrasse, sondern auch auf www.bergtv.de und den Offenen Kanälen in Rheinland Pfalz zu sehen. Außerdem übten die Macher

sich als Interviewpartner: In der Morningshow eines studentischen Radiosenders wie in einem lokalen Fernsehsender für die Region Köln berichteten sie über ihre Produktionsverfahren.

Am Germanistischen Seminar geben Studierende nicht nur eine umfangreiche eigene Zeitschrift für Germanistik und Literatur heraus, die „Kritische Ausgabe“. Die forscht hat sie in Heft 1/2005 vorgestellt. Auch an Büchern haben Germanistikstudenten schon mitgearbeitet. Demnächst erscheint unter dem Titel „Kreatives Schreiben“ eines im Reclam-Verlag, das mit seinen 180 Seiten unter Anleitung eines Dozenten sogar von drei Studentinnen geschrieben wurde.

Für eine Ausstellung, die junge Kunsthistoriker zu ihrem Fach in der Zeit des Nationalsozialismus

erstellten, wurde die Gruppe sogar ausgezeichnet.

Die Studierenden von Deutsch als Fremdsprache am Sprachlernzentrum arbeiten regelmäßig an „außeruniversitären Lernorten“: Auf der Messe exponatec/cologne fine arts stellten sie jetzt erneut vor, wie man über Kunstwerke in Museen sehr vielseitig Fremdsprachen lehren und lernen kann. Ausgearbeitet und ausprobiert hatten sie ihre Unterrichtseinheiten vor Ort in Museen im Rheinland.

Um die alle zwei Jahre stattfindende Biennale, das Bonner Theaterfestival, auf die Beine zu stellen, arbeiten nicht nur alle Abteilungen des Theaters zusammen. Auch Studierende sind regelmäßig in sämtlichen Sparten eines solchen Events von der Planung bis zur Gästebetreuung aktiv dabei und bekommen einen „Schein“ dafür. Diesmal geht es um Indien – und so arbeitet das Biennale-Team denn auch mit dem Indologischen Seminar zusammen.

Das sind nur einige Beispiele aus der Philosophischen Fakultät, wie Studierende aus eigener Initiative und gemeinsam mit findigen Dozenten ihr Studienfach ganz „praktisch“ machen und dabei auch noch Punkte im Lebenslauf gewinnen können. UK/FORSCH

Kräftemessen der besonderen Art

Bundeswettbewerb Informatik: Von Bonn zur Olympiade in Mexiko

Die Handlungsreisende Zara Zackig, der Marketing-Experte Bo Hay und der Forscher Schinkenfranz haben Probleme. Und zwar solche, die sich mit Logik und Programmiergeschick lösen lassen. Der Bundeswettbewerb Informatik bietet Jugendlichen die Möglichkeit, sich im „Handwerkszeug“ des Fachs zu üben. An der Uni Bonn schwitzen sie regelmäßig über Programmierklausuren, die einige von ihnen für die Informatik-Olympiade (IOI) qualifizieren.

„Im Jahr der Fußball-WM formuliere ich es mal so: Das Institut für Informatik der Uni Bonn ist Trainingslager der deutschen Informatik-Nationalmannschaft“, sagt Dr. Wolfgang Pohl. Er organisiert in der Bonner Geschäftsstelle den Bundeswettbewerb Informatik (BWINF)



Foto: Jan-David Bläse

▲ **Betreuen die Teilnehmer (v.r.n.l.): Tobias Polley und Alexander Hullmann von der Uni Bonn mit Hans-Christian Ebke von der RWTH Aachen.**

und ist für die deutsche Beteiligung bei internationalen Informatik-Schülerwettbewerben zuständig.

Aber nicht nur im WM- und dem Informatik-Jahr 2006 kommen Schüler aus ganz Deutschland ans Institut für Informatik, sondern in jedem Jahr. Und dieses Dutzend ist eigentlich schon Gewinner: Zum Training für die IOI wurde es nach dem Finale des BWINF nominiert, für das es sich in vorangegangenen Runden mit anfangs um die 800 Teilnehmern qualifiziert hatte. Konnten in der ersten Runde Aufgaben zu Hause mit grundlegenden Informatikkenntnissen sogar in Gruppenarbeit gelöst werden, wurde es in der zweiten Runde bei Einzelarbeit schon schwieriger. In der dritten mußten die Teilnehmer dann unter dem prüfenden Blick von Lehrern und Professoren ihre Kenntnisse „live“ un-

ter Beweis stellen. Auch beim IOI-Lehrgang in Bonn geht es richtig zur Sache. Da müssen die Kandidaten in fünfständigen Programmierklausuren ihr Können beweisen: Zusammenhänge erfassen, komplexe Systeme in überschaubare Teile zerlegen, formalisieren, interpretieren und dabei mit Sorgfalt, Genauigkeit und Ausdauer arbeiten. „Dabei sollen die Lösungen nicht einfach nur funktionieren, sondern wirklich effizient sein. Wir prüfen das über eingefütterte Testdaten“, erklärt Dr. Pohl. Er hat große Achtung vor den Kandidaten: „Die sind alle wirklich gut – das geht schon bis zu Kenntnissen im Vordiplombereich!“ Nach zwei jeweils zweitägigen Veranstaltungen sind schließlich sechs Nachwuchsinformatiker übrig, die „Nationalmannschaft“. Statt separater Lehrgänge dürfen sie in diesem Jahr echte Wettkampfluft bei zwei europäischen Veranstaltungen in Kroatien und Finnland schnuppern. Und die vier besten fliegen schließlich nach Mexiko zur Internationalen Informatik-Olympiade.

Betreut von olympischen Siegern

Als „Coaches“ stehen den Schülern während der anstrengenden Klausurentage zwei echte Sieger zur Seite: Alexander Hullmann war gleich mehrfach IOI-Medaillengewinner zwischen 2001 und 2003 und studiert jetzt in Bonn Mathematik im 4. Semester. Sein Kommilitone Tobias Polley, jetzt im 8. Semester, holte 2001 in Finnland die Bronzemedaille und hat – unterstützt von anderen ehemaligen IOI-Kollegen – das System zur Auswertung der Arbeiten entwickelt. „Wir halten Vorträge zum Beispiel über Optimierungs- und Graphenprobleme, die immer sehr angewandt und auf die Olympiaden abgestimmt sind. Natürlich können wir auch ganz konkrete Tips geben“, sagen die beiden. Gemeinsam mit den Administratoren der Uni richten sie auch die Software ein, bereiten die Aufgaben vor und betreuen die Teilnehmer während der Veranstaltungen und in der Freizeit. „Es ist großartig. Alle sind

immer sehr motiviert, neue Sachen zu lernen. Und da wir selbst wissen, wieviel Spaß das Lösen einer Aufgabe machen kann, geben wir auch sehr gerne davon etwas weiter“, meint Hullmann. „Außerdem ist es im Alltag schwierig, Leute zu finden, die auf der gleichen Wellenlänge liegen“, ergänzt Polley. „Sich einfach sofort mit jemandem über bestimmte technische Dinge unterhalten zu können, ist phänomenal!“ Diesen Austausch schätzt auch der 17jährige Teilnehmer Daniel Grunwald aus Schellerten im Landkreis Hildesheim besonders.

Wie haben die beiden es damals geschafft, sich neben dem Gymnasium an den Qualifikationsrunden und Olympiaden beteiligen zu können? „Meine Schule war sehr kulant – verpaßten Stoff mußte ich nachholen, aber das waren mir die tollen Erfahrungen und Erlebnisse wert!“ sagt Alexander Hullmann. Tobias Polley meint: „Natürlich hat man immer was verpaßt... die Baltic Olympiad lag genau vor dem mündlichen Abitur, das war natürlich nicht so förderlich für's Lernen. Aber ich konnte mir Lernleistungen anrechnen lassen. Und da ich mit einer Silbermedaille sehr erfolgreich war, hat es sich auf jeden Fall gelohnt.“ Beide nutzten für ihre Vorbereitungen auch ein amerikanisches Trainingsprogramm im Internet mit unzähligen Aufgaben. „Hier sind wir mit dem Onlinewettbewerb Informatik (OWINF) gerade dabei, ein deutsches Äquivalent aufzubauen“, erzählen sie. „Im letzten Herbst hatten wir den ersten – noch mit wenigen Teilnehmern, aber das war uns ganz recht. So konnten wir unser Auswertungssystem erstmal testen. Der nächste Wettbewerb startet am 22. April. Wer Lust hat, kann mitmachen!“ (Informationen siehe „kompakt“ nebenstehend)

Kein Wunder, daß Dr. Pohl voll des Lobes ist. „Daß das mit der Qualifikation des IOI-Teams schon seit Jahren so gut funktioniert, liegt an der Unterstützung des Instituts für Informatik, vor allem der Rechnergruppe mit Christiane Kühn und ihren studentischen Helfern.“

UK/FORSCH

Schüler helfen Bond – James Bond

Die Kunst der Nachrichtenverschlüsselung, an einem Tag erlernt

Es geht um Bond, James Bond. Und um Moneypenny. Und natürlich auch um Goldfinger. Bond möchte Pläne zu Fort Knox von Miss Moneypenny bekommen, Goldfinger hört sie jedoch ab. Also müssen diese Informationen verschlüsselt werden. Doch wie das?

Diese Fragestellung begleitet rund 100 Schüler verschiedener Klassen durch den „Schüler Krypto“ des B-IT. Doch bevor Bond geholfen werden kann, wird die Entwicklungsgeschichte der Kryptographie aufgerollt. „Auch Cäsar verschlüsselte schon seine Nachrichten an Kleopatra“, erklärt augenzwinkernd der Organisator des Tages, Michael Nüsgen. In einer Powerpoint-Präsentation erklärt er die Beziehung zwischen Sender und Empfänger einer Nachricht. Nicht nur Cäsar versuchte sich an der Verschlüsselung von Texten. So hat wohl auch schon jeder einmal etwas von der berühmten „Enigma“ gehört, einer Ver-

schlüsselungsmaschine, deren Code lange als unknackbar galt. Die kurze Zeitreise durch die Geschichte der Kryptographie schließt mit dem neuzeitlichen RSA-Verfahren ab, das bei Geldtransfers, Pay TV oder dem neuen elektronischen Reisepaß zum Einsatz kommt.

Das B-IT, abgekürzt für „Bonn Aachen Center for Information Technology“, entstand 2002 als Gemeinschaftsinitiative der Universität Bonn, der RWTH Aachen und der Fraunhofer-Institute in Sankt Augustin. Drei englischsprachige Masterstudiengänge werden hier angeboten. „Mit unserer Veranstaltung wollen wir Schülerinnen und Schüler der Jahrgangsstufen 10 bis 13 an die Informatik heranzuführen“, erklärt Michael Nüsgen. „Dazu eignet sich eine spannende Thematik wie die Kryptographie besonders gut.“

Mittlerweile sind die Schüler schon auf dem Weg in die Rechneräume, in denen sie selbst Programmcodes eingeben können. Ziel ist es, ein Verschlüsselungsprogramm zu

erstellen und damit James Bond aus der Bredouille zu helfen. Nun heißt es zum Beispiel $d=1/e \text{ mod } L$. Genau verstehen muß man das jetzt aber noch nicht alles, die Schüler haben eine persönliche Mappe mit Informationen zum Workshop vor sich liegen. So kann man sich auch den schwierigen Code zu Hause immer noch einmal angucken. Die ersten Schüler probieren aber schon selbstständig, das Programm durch die Verwendung größerer Zahlen zu verbessern: „Guck mal – wir verwenden schon 19stellige Zahlen“, heißt es, „damit ist unser Schlüssel noch schwerer zu knacken.“

Mitzunehmen vom „Schüler Krypto“ ist ein Eindruck des B-IT's, ein Einblick in die Kryptographie und die Informatik. Der Höhepunkt aber ist sicherlich, wenn Moneypenny nach der Erfüllung der Aufgaben eine Lobesmail zurückschreibt. Auftrag erfüllt. Gut gemacht.

JAN-DAVID BLAESE

► Herausforderung Informatik:

Der nächste Onlinewettbewerb Informatik (OWINF) findet am 22. April von 14 bis 17 Uhr statt; eine „Aufwärmphase“ beginnt am 15. April. Informationen: www.owinf.de; owinf@owinf.de; Telefon 0228 / 6883922; Fax 0228 / 2497383. Der Bundeswettbewerb Informatik wurde 1980 von Prof. Dr. Volker Claus ins Leben gerufen – eine Idee, die die Gesellschaft für Informatik e.V. und die damalige Gesellschaft für Mathematik und Datenverarbeitung gerne aufgriffen. Den Bundessiegern winkt eine Aufnahme in die Studienstiftung des deutschen Volkes. Zusätzlich gibt es eine „Junioraufgabe“, und Auszubildende können einen Sonderpreis gewinnen. Informationen: www.bwinf.de. Informationen über das Institut für Informatik der Universität Bonn gibt es unter: www.informatik.uni-bonn.de

► **Europas Physikernachwuchs diskutiert online:** Welcher Wissenschaftler würde nicht einmal gerne mit dem CERN zusammenarbeiten? Das

weltgrößte Forschungszentrum auf dem Gebiet der Teilchenphysik gehört zu den renommiertesten Forschungseinrichtungen überhaupt. Auf der Veranstaltung „Masterclass ‚Hands on Particle Physics‘“ ergab sich die Möglichkeit für eine Bonner „Masterclass“ – ein Team von Schülerinnen und Schülern – an einer von CERN-Mitarbeitern moderierten internationalen Videokonferenz teilzunehmen. Dabei werteten sie gemeinsam die Daten des CERN-Detektors OPAL aus, der Teilchen und ihre Wechselwirkungen untersucht. Die Ergebnisse wurden mit denen der anderen Teilnehmer aus Thessaloniki, Pisa, Santiago, Rom und Chilton verglichen, und zwar in einer Videokonferenz in englischer Sprache. Als Einführung diente ein Vortrag „Quarks und Leptonen – Bausteine der Materie“ in der Vortragsreihe „Physik Heute“. Am 5. April wurde die Reihe mit dem Vortrag „Galaxien – Bausteine des Universums“ beendet. Wer sich für die Masterclass „Hands on Particle Physics“ interessiert, sieht nach im Internet: wyp.teilchenphysik.org



► **Karriere:** Vor nun 15 Jahren kam eine noch relativ unbekannt junge Referentin an die Uni Bonn und sprach nicht über ihr Fach Physik, sondern über „Frauen an der Universität und im Beruf“. Damals war Dr. Angela Merkel gerade Bundesministerin für Frauen und Jugend geworden. Heute ist sie erste Kanzlerin der Bundesrepublik Deutschland und schlägt ihre Amtsvorgänger in Beliebtheitsumfragen.

Von Mathe bis Mensa

FFF macht's möglich: Abiturientin hat schon drei Semester studiert

„Mathe war schon immer mein Fach“, sagt Cornelia Gamst. Sie ist 19 Jahre und macht gerade ihr Abitur am Konrad Adenauer-Gymnasium in Meckenheim. Außerdem hat sie schon drei Semester Mathematik im Programm „Fördern, Fordern, Forschen“ der Uni Bonn studiert. Die Leistungen werden für ein reguläres Studium anerkannt. Aber was bedeutet dieser Spagat – und warum tut man ihn sich freiwillig an?

Der Wecker klingelt zehn Minuten zu früh. Leider weiß Conny Gamst das ganz genau, schließlich hat sie ihn vorgestellt – und so verschläft sie dann doch ein bißchen. Dabei beginnt ihre Veranstaltung in der Uni schon um 8 Uhr. Zum Glück fährt der Bus jede Viertelstunde. „Und wenn die Tafel dann erst halb voll ist, komme ich noch gut klar“, lacht die Schülerstudentin. „Ein Kollege muß da viel disziplinierter sein, der wohnt in Schleiden in der Eifel und steht so richtig früh auf, um gegen sechs den Zug zu kriegen... Er fehlt auch zwei ganze Tage in der Schule.“ Conny Gamst ist an drei Nachmittagen in der Uni; an zwei Vormittagen fährt sie nach der Uni per Bahn und Bus wieder nach Meckenheim und ist nach einem kurzen Zwischenstopp zuhause im benachbarten Gymnasium, pünktlich zu den letzten Schulstunden.

„Ach, die Conny ist schon wieder nicht da?“ fragen manche Lehrer am früheren Vormittag schon mal. „Die haben wohl einfach vergessen, daß ich regelmäßig stattdessen in der Uni bin,“ meint Gamst. „Aber Vertrauen ist schon da: Kein Lehrer hat mich jemals gefragt, ob ich denn auch wirklich in Vorlesungen und Übungen sitze, wenn mein Platz in der Klasse leer ist.“ Nachholen muß sie den versäumten Stoff natürlich schon. So hatte sich auch die Mutter – selbst Lehrerin – anfangs gesorgt, daß ihre Tochter zuviel versäumt. Inzwischen haben beide gesehen, daß es geht. „In Mathe ist das kein Problem, in Geschichte schon, da muß ich mich hinsetzen. In der 12. Klasse habe ich in Bio ganz gefehlt und mußte einiges nachholen. Da haben mir Mitschriften von Mitschülern natürlich mehr geholfen als Bücher.“ Aber grundsätzlich gilt eher: „Büffeln? Nööö...“ Hausaufgaben macht sie schon mal im

Bus. Auch sonst neigt sie dazu, alles auf den letzten Drücker zu machen. „Und das wird dann nicht immer besonders gut“, gibt sie freimütig zu. Also keine Streberin? Diesen Vorwurf hat sie auch nie zu hören bekommen. Schlimmer ist für Conny Gamst, wenn Mitschüler sich schon mal laut ärgern: „Dir wird ja alles

klar – eine Wissenschaft, in der immer alles stimmt und nicht herumgeredet wird. Davon wollte ich einfach mehr.“ Ihr Zweitfach-Wunsch scheint zu überraschen: Philosophie. Oder doch nicht? Eingeweihte wissen: Auch da wird analytisch gedacht.

Ihre Teilnahme an FFF sieht Gamst nicht als Schnupperkurs. „Das war von Anfang an nicht nur ‚Mal sehen‘ – für mich war klar: Ich will das! Und ich will studieren! Nur was ich dann damit mache, ist mir noch nicht so klar.“ Betreut werden die Mathematik-Schülerstudenten wie in den anderen beteiligten Fächern von einem studentischen Tutor, einmal wöchentlich kommen sie zusammen. „Dominik war auch FFF'ler“, sagt Gamst. „Er hat uns von Mathe bis Mensa alles Wichtige erzählt, inzwischen ist das schon eher ein freundschaftliches Verhältnis.“ Die anderen Studenten ahnen in der Regel gar nicht, daß da Schüler neben ihnen in der Vorlesung sitzen – näher lernt man sich erst in Übungen oder Proseminaren kennen.

Freizeit? Wenn Semester und Schule parallel laufen, ist Cornelia Gamst den ganzen Tag unterwegs. Außerdem gibt sie wöchentlich drei Stunden Nachhilfe nicht nur in Mathe, sondern auch in Latein. Aber abends und am Wochenende hat sie Zeit für Freunde und ihr Hobby. Und das ist nur so zeitaufwendig, wie sie will: Klavierspielen.

UK/FORSCH



Foto: privat

nachgeschmissen.“ An Klausur-Noten gibt es nichts zu deuteln, aber wenn die Note für sonstige Mitarbeit 50 % ausmacht, jemand oft nicht da ist und trotzdem gut bewertet wird, bleibt das nicht unkommentiert.

Was mag Conny Gamst an ihrem Fach? „Mein Vater ist Mathematiker, er hat mich schon als Kind drauf gebracht.“ An die Uni kam sie nicht, weil ihr in diesem Fach an der Schule etwas fehlte: „Mathe ist auch in der Schule schön. Das liegt an meinem Lehrer“, sagt sie. „Mathematik ist so genau und

► **So viele wie nie zuvor:** Seit Bestehen von FFF waren noch nie so viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer im Rahmen dieses Programms neben der Schule an der Universität wie im vergangenen Semester. Von 93 Angemeldeten blieben 61 bis zum Semesterende dabei, und 31 erwarben reguläre Übungsscheine, die ihnen für das Studium angerechnet werden. Nachfragespitzenreiter war diesmal die Mathematik. **Informationen im Internet unter: www.fff.uni-bonn.de**

► **Conny Gamst – mal weder in der Schule noch in der Uni**

Gesellschaftswissenschaft: Julia Hoffmann promoviert im Seminar für Alte Geschichte.



Fotos: Brigitte Osterath

Naturwissenschaft: Guido Zink promoviert am Institut für Anorganische Chemie.



Perspektivwechsel

Warum haben Sie sich entschlossen, eine Doktorarbeit zu absolvieren?

Guido Zink: Bei mir hat das Studium eh schon lang genug gedauert, da kommt es auf ein paar Jahre mehr auch nicht an (lacht). Nein, im Ernst: Es macht viel Spaß, besonders bei den Arbeitsbedingungen hier im Arbeitskreis. Außerdem erhoffe ich mir bei der Jobsuche mit einem Dokortitel bessere Chancen. Sonst wäre ja das ganze Studium für die Katz' gewesen...

Julia Hoffmann: Der Hauptgrund ist, daß es mir unheimlich viel Spaß macht. Das war auch schon bei meiner Magisterarbeit der Fall. Und dann braucht man als Geisteswissenschaftler meist eine Promotion, um eine gute Stelle zu finden.

Was genau untersuchen Sie in Ihrer Promotion?

Guido Zink: Reaktionen von Verbindungen mit Metall-Metall-Vierfachbindungen in flüssigem Ammoniak. Das klingt leider sehr abstrakt für Außenstehende... Aber ich weiß auch nicht, wie ich es anders erklären soll...

Julia Hoffmann: Ich untersuche die wirtschaftliche Verflechtung von Stadt und Territorium im Römischen Reich. Dabei vergleiche ich die Situation in den Provinzen Syria, Africa Proconsularis und Hispania Tarraconensis.

Wenn Sie Ihren Tagesablauf mal Revue passieren lassen: Wo findet Ihre Forschung hauptsächlich statt?

Guido Zink: Auf jeden Fall im Labor. Zu 90%, würde ich sagen. Ich bin sozusagen mit meinem Labor verheiratet! (lacht) Literaturrecherchen in der Bibliothek sind seltener geworden. Die meisten Publikationen gibt es inzwischen online, die kann ich dann direkt am Computer lesen oder ausdrucken. Am PC werte ich außerdem meine Daten aus, um Ergebnisse zu bekommen. Der Rest der Zeit geht für online-Recherchearbeiten drauf.

Julia Hoffmann: Ganz klar in der Bibliothek. Alles, was ich für meine Forschung brauche, ist irgendwo publiziert. Ich war auch schon in einigen Bibliotheken im Ausland, zum Beispiel in Madrid, Paris und Damaskus. Mein Laptop ist bei meiner Arbeit immer dabei. Ich brauche ihn für Online-Recherchen und um Quellen zu sammeln oder zusammenzuschreiben.

Was macht Ihnen am meisten Spaß an Ihrer Promotion?

Guido Zink: Daß ich vollkommen frei forschen

kann! Mein Chef gibt zwar die Richtung vor, aber schränkt mich nicht ein, so daß ich die Möglichkeit habe, alles Interessante, auf das ich bei meiner Arbeit zufällig stoße, weiterzuverfolgen. Da kommen so oft Erkenntnisse heraus, an die ich vorher gar nicht gedacht hätte. Meine Promotion ist immer für Überraschungen gut und wird daher nie langweilig!

Julia Hoffmann: Das Forschen an sich! Daß ich mich ganz intensiv in ein Thema einarbeiten und die Struktur des Römischen Reiches wirklich verstehen lernen kann. Da ich drei verschiedene Provinzen miteinander vergleiche, freue ich mich immer, wenn ich einen roten Faden entdecke und denke „es funktioniert tatsächlich!“

Wie finanzieren Sie sich Ihre Promotion?

Guido Zink: Hier am Institut habe ich eine halbe BAT-Stelle. Ich betreue dafür das Chemie-Praktikum für Geologen, das heißt, ich halte Seminare und Vorlesungen und beaufsichtige eine Gruppe von knapp 20 Studenten bei ihrem Laborpraktikum. Ab und zu arbeite ich noch nebenbei für die UNO, aber das mache ich eher aus Spaß an der Freude, finanziell nötig habe ich das nicht!

Julia Hoffmann: Ich bekomme ein Stipendium von der Graduiertenförderung der Universität. Stellen für Promovenden gibt es bei uns kaum. Aber auch Stipendien sind in unserem Fachbereich immer knapp.

Wie wichtig ist es für Sie, daß Forschungsergebnisse in die Praxis umgesetzt werden können?

Guido Zink: Ich fänd's super, wenn das bei meiner Promotion der Fall wäre. Allerdings betreibe ich hier größtenteils wirkliche Grundlagenforschung. Wenn ich zum Beispiel an einem Projekt für die Industrie mitarbeiten könnte, würde es mir sicher noch mehr Spaß machen. Bei meiner Literaturrecherche bemerke ich oft, daß ich dicht dran bin an der Arzneimittelforschung. Einige entwickeln Medikamente gegen Malaria oder Krebs aus den Verbindungen, mit denen ich mich auch beschäftige. Aber mit wirklichen Anwendungen komme ich leider nicht in Berührung.

Julia Hoffmann: Mit praktischem Nutzen ist das bei uns natürlich immer schwierig. Ich untersuche das Römische Reich, und das gibt es eben nicht mehr. Aber ich hoffe, daß ich die Wirtschaftskonzepte, die ich in meiner Promotion erforsche, später auch auf moderne Phänomene anwenden kann. Die Welt kann ich damit natürlich auch nicht retten. (lacht)

BRIGITTE OSTERRATH